Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt.

Nr. 351. **Berlin, Mittwoch, den 14. Juli 1886.** **XV. Jahrgang.**

Politische Tagesübersicht.

Die politische Lage in Spanien.

(Von unserem Korrespondenten.)

?? **Madrid**, 8. Juli.

Zwei Monate sind es nun, seit die Cortes eröffnet wurden, und es hat sich in dieser Zeit nur wiederholt, was man schon so oft erlebt hat: Es ist unendlich viel geredet und nur sehr wenig gehandelt, so gut wie nichts erzielt worden. Senat und Cortes haben sich einen großen Theil dieser Zeit mit Wahlprüfungen und dann ebenso lange mit den Berathungen über die Antwort auf die königliche Botschaft beschäftigt. Die Debatten hierüber sind nun in den Cortes endlich am 3. d. M. abgeschlossen worden, und zwar nach ziemlich erregten Wortgefechten.

Am 25. Juni griff Romero Robledo die Regierung in heftiger Weise an und kritisirte scharf ihr Verhalten. Am 27. Juni that Lopez Dominguez dasselbe. Am 1. Juli griff Calmeron in die Debatte ein und unterzog die Ereignisse, die seit dem Sturz der Republik stattgefunden, einer eingehenden Betrachtung, welche die Monarchisten aller Schattirungen in Harnisch brachte. Am 2. Juli war Galatag für die Cortes, denn Castelar sprach, und das ist immer noch ein Ereigniß von höchster Bedeutung, obgleich der Führer der Possibilisten seit Jahren viel von seinem früheren Ansehen eingebüßt hat. Seit dem Morgen harren dann die vornehmen Damen und die wenigen Glücklichen, die Einlaßkarten zu den Tribünen erhalten können, auf den Moment, in dem der „Volkstribun", dieser „erste Meister der Redekunst" seine Lippen öffnet, um eine jener Reden zu halten, die sich aus glatten Phrasen über die veralteten bekannten Prinzipienfragen zusammensetzen und kaum mehr die reaktionären Tendenzen des ehemaligen Vorkämpfers für den Fortschritt zu verhüllen vermögen. Am 3. d. M. präzisirte Canovas del Castillo die Stellung seiner Partei und Sagasta machte diesen endlosen Wortgefechten durch eine höchst konservative Rede ein Ende.

Und worum handelte es sich in diesen erregten Debatten? Um die Definition des Begriffs der Monarchie und hauptsächlich um die des Begriffs der nationalen Souveränetät und Aehnliches. Daß dadurch nichts Neues geschaffen worden ist, bedarf kaum der Erwähnung, und man kann nur die kostbare Zeit bedauern, die ganz unnütz zu oratorischen Kunstleistungen der Führer aller Parteien vergeudet worden ist. Und nun, da die beiden Häuser endlich an ihre legislatorischen Aufgaben herantreten sollen, nun die wirkliche Arbeit beginnt, sind sie natürlich müde und die wichtigsten Vorlagen werden in oberflächlichster Weise abgethan, und das Budget, die großen einschneidenden Reformen, die geplant und ausgearbeitet sind, werden entweder für den Herbst verbleiben oder in aller Eile von beschlußunfähigen Häusern erledigt werden — das ist spanischer Parlamentarismus. Die Cortes haben allerdings seit lange aufgehört, eine würdige und getreue Vertretung des Volks und seiner Ansichten zu sein. Jede Regierung thut mit Hilfe der durch ein unvollkommenes Wahlsystem unzweifelhaft erzielten Majorität, was ihr beliebt, schaltet völlig willkürlich und die Oppositionsparteien arbeiten während dessen an dem Sturz der Regierung und gelegentlich des Bestehenden — das ist spanisches Staatsleben.

Seit dem 5. d. M. haben nun die Debatten über die Civil-Liste begonnen; dieselben haben von vornherein einen ernsten und erregten Charakter angenommen und vollends gestern einen Konflikt von bedeutender Tragweite herauf beschworen.

Es ist von dem Augenblick an, da Pi y Margall sich entschied, in die Cortes einzutreten, die symptomatische Bedeutung des Beschlusses dieses starren Republikaners gebührend gewürdigt worden. Die außerordentlichen Huldigungen, die ihm beständig im Volke entgegengebracht werden, bezeichnen deutlich genug die bedeutende Macht und das Ansehen, dessen sich Pi in den großen Massen erfreut, und Jedermann begreift nunmehr, daß die Republikaner sich ernstlich zu neuem Kampfe mit der Monarchie rüsten. Das erste Erscheinen Pi y Margalls in den Cortes am 5. d. M. war denn auch sehr bezeichnend für die Haltung, die er zu beobachten gesonnen ist. Daß er die Anwendung der Eidesformel verweigern würde, verstand sich von selbst, aber sogar das „Versprechen" der Treue gegen den jungen König Alfonso XIII. gab er nicht ohne den ausdrücklichen Vorbehalt, „daß er alle seine Kräfte zur Wiedereinsetzung der republikanischen Staatsform aufbieten werde." Der Präsident verweigerte natürlich diesem Vorbehalt seine Genehmigung und Pi y Margall mußte von demselben Abstand nehmen.

Sie war jedoch nur die Einleitung. Nachdem die gemäßigsten Republikaner Muro und Pedregal den Kampf gegen die Vorlage der Civilliste eröffnet hatten, setzte Pi denselben gestern mit einer Energie fort, die an die Debatten von 1869 erinnerte. Dem Ihnen telegraphirten wesentlichen Inhalt seiner Rede ist nichts hinzuzusehen, nur die Folgen derselben sind besonders beachtenswerth. Schon auf dem Wege in die Cortes, die Pi seit 1873 nicht wieder betreten hatte, wurden ihm große Ovationen von den versammelten Volksmassen dargebracht; dieselben drohten nach seiner fulminanten Rede vollends tumultuarischen Charakter anzunehmen, und der Gouverneur von Madrid war in der Voraussicht dieser Umstände angewiesen worden, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, was denn auch geschehen war. Pi y Margall selbst suchte allerdings auch durch sein kluges Verhalten Reibungen zwischen Volk und Polizei zu vermeiden. Der Enthusiasmus im Volke ist aber außerordentlich groß und die Rede Pi's soll sofort in hunderttausenden von Exemplaren über die Provinzen verbreitet werden.

Eine andere weitere Folge des Auftretens Pi's ist aber der Bruch aller Beziehungen der liberalen Regierung zu der republikanischen Koalition, welche von ersterer als vaterlandsfeindlich gebandmarkt worden ist. Zu Ausnahmemaßregeln wird aber die Regierung nicht greifen dürfen, da dieselben unter den gegenwärtigen Umständen die Revolution geradezu heraufbeschwören würden.

Im Uebrigen hat sich die politische Lage seit Eröffnung der Cortes äußerlich nicht wesentlich verändert und sie wird es voraussichtlich bis zum Herbst nicht. Unter den jetzigen Verhältnissen sucht die Regierung nur durch alle möglichen Konzessionen den Pakt mit den Konservativen zum Schutz der Monarchie zu befestigen, umsomehr, als ihre Partei innerlich immer mehr zerspliittert. Es macht sich überhaupt die Tendenz zu einer vorläufigen Verschiebung des ganzen spanischen Parteiwesens in Monarchisten und Republikaner angesichts der drohenden Haltung der Letzteren immer deutlicher bemerkbar. Die Izquierda wird es für jetzt für praktischer halten, sich den Monarchisten anzuschließen; natürlich wird dies auch Romero Robledo thun. Castelar dürfte dadurch in eine schwierige Lage kommen. Er versichert unaufhörlich, daß er die Anwendung der Gewalt nur dann für geboten erachtet, wenn die politischen Rechte und Freiheiten ernstlich bedroht sind, und da dies zur Zeit nicht der Fall, so würde er zum Pakt mit den Monarchisten neigen, von denen er sich nur durch die verschiedene Bezeichnung des Staatsoberhaupts unterscheidet. Dadurch würden aber Tausende von seinen Anhängern zum Abfall bewogen werden, denn das Gros der Possibilisten neigt doch zu den extremen Grundsätzen der Zorrillisten und der Föderalisten, deren Anhang im Heere übrigens in stetem Wachsthum begriffen ist.

Die Furcht vor karlistischen Bewegungen ist in den letzten Wochen in Regierungskreisen geringer geworden, obgleich das Werbegeschäft im ganzen Norden ohne jene Gene auf das Eifrigste und Offenkundigste betrieben wird. Die Regierung glaubt einem karlistischen Putsch vollständig gewachsen zu sein, und sie fürchtet jetzt mehr die ungewöhnlich starke republikanische Bewegung in dem ganzen Volke.

---

* Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" stellt krampfhafte Versuche an, den Ausgang des Kulturkampfes so darzustellen, als ob derselbe nicht einen Sieg der ultramontanen Partei, sondern nur eine Gnadenbezeugung seitens der Regierung bedeute. Das Reichskanzler-Blatt versteigt sich dabei zu folgender eigenartigen Ausführung:

„In Wahrheit handelt es sich aber gar nicht um einen Sieg, sondern vielmehr darum, daß Seine Majestät der König seinen katholischen Unterthanen Konzessionen gemacht hat, die er mit dem Staatsinteresse für vereinbar hält. Wie unwahr es ist, wenn die „Germania" behauptet, daß die Regierung nur einem von der ultramontanen Partei geübten Zwang gewichen sei, dafür legt die vom Staatsministerium mit Allerhöchster Genehmigung dem Landtag vorgelegte Begründung zu der letzten kirchenpolitischen Novelle ein so vollwichtiges Zeugniß ab, daß dessen Anführung genügen wird, um die Geschichtsfälschung der „Germania" in das volle Licht treten zu lassen. „Es war seit zwei Jahren die Absicht der königlichen Regierung — so heißt es in der Begründung — den Wünschen der katholischen Unterthanen Sr. Majestät des Königs in dieser Weise entgegen zu kommen; sie ist daran verhindert worden durch den Umstand, daß das Zusammentreten der parlamentarischen Körperschaften in den letzten Jahren jedesmal von Vorgängen begleitet war, welche dem Eindruck Vorschub geleistet haben würden, als ob sich durch Angriffe, Drohungen und harte Worte ein Druck auf die Regierung Sr. Majestät ausüben lasse, in Folge dessen sie zu Entschließungen bewogen werden könnte, welche sie freiwillig nicht gefaßt haben würde. Sie hat daher den gegenwärtigen Zeitpunkt, wo ein Anlaß für eine solche Befürchtung nicht vorliegt, bereitwillig benutzt, um ihre Vorschläge nicht länger zurückzuhalten." . . . . .

Man sieht aus diesen Worten, daß gerade das Gegentheil von dem wahr ist, was die „Germania" behauptet, und daß ohne Zwang und Druck freiwillig die Regierung die kirchenpolitische Novelle eingebracht und gefördert hat. Der Sieg besteht daher nur in der Phantasie ultramontaner Köpfe, und diese hätten besser gethan, ihre Meinung zurückzuhalten. Von Siegen zu reden, hat der Ultramontanismus jetzt am wenigsten Grund, da die Niederlage, welche derselbe in der polnischen Frage erlitten hat, noch frisch im Gedächtniß Aller haftet."

Die Logik der „Nordd. Allg. Ztg." grenzt ans Komische. Wenn eine Regierung sich veranlaßt sieht, den seit Jahren mit aller Energie erhobenen Forderungen einer Partei nachzugeben, Forderungen, welche von offiziöser Stelle stets als unerfüllbar bezeichnet waren, dann grenzt es an Sommer-„Paranoia", davon zu sprechen, daß diese Nachgiebigkeit „ohne Zwang und Druck freiwillig" erfolgt sei.

✠ Das Repetir-Gewehr.

Die Repetirgewehrfrage scheint aus dem Stadium des Geheimnisses, mit welchem man dieselbe zu umgeben bemüht gewesen ist, nunmehr herausgetreten zu sein. Die uns telegraphisch aus Paris übermittelte Meldung des „Événement" über die in allernächster Zeit bevorstehende Bewaffnung von 81 Jäger- und Infanterie-Bataillonen der französischen Armee

---

Allerlei aus Nah und Fern.

‖ **Der Grockglockner** hat jetzt alle vier Opfer herausgegeben; über die gefahrvollen, mit fast übermenschlichen Anstrengungen verknüpften Nachforschungen, welche am Sonnabend zur Auffindung der Leichen Crommelins und Rangetiners führten, berichtet die „Neue Freie Presse": „Die Kolonne unter Führung des Präsidenten des Alpen-Klubs, Meurer, war um 2 Uhr Morgens aufgebrochen. An einer senkrechten Eismauer emporkletternd, über Schneefelder und Lawinen schreitend, gelangte sie nach vierstündiger Wanderung auf das Schneefeld, wo die Aufsuchung stattfinden mußte. Die Führer wußten den Ort, wo Rubesjoer lag, und dort, vor einem riesigen Abgrunde stehend, begannen sie die Nachforschung. Sie stießen mit drei Meter langen Stangen in die Lawine, um zu prüfen, ob sie auf einen harten Körper kämen, oder ob der Schnee grundlos sei. Fast zwei Stunden lang arbeiteten neun Führer auf diese Weise bis gegen 8 Uhr Morgens. Der Führer Unterberger aus Kals zeigte endlich an, daß der Stab nicht tiefer gesteckt werden könne. Drei andere Führer suchten hierauf mit den Eisenstangen nach und konstatirten, daß ein Körper daliege. Sofort nahm die ganze Partie Schaufeln zur Hand und schaufelte langsam den Schnee fort, bis ein Meter tiefer die Leiche Rangetiners gefunden wurde. Rangetiner lag auf dem Rücken mit ganz verkrümmten Armen und Füßen im Schnee, ein Seil um den Leib gebunden, den Kopf zerschmettert, das Gesicht zerschlagen, eine furchtbare Schramme über die Stirne; die Mienen desselben waren verzerrt und ließen darauf schließen, daß er einen schrecklichen Todeskampf durchgemacht haben mußte. Das gebundene Seil zeigte an, daß noch ein Körper an dasselbe befestigt sei. Es wurden nun die Arbeiten dem Seile entlang im Schnee fortgesetzt, und dies war nicht ohne Gefahr, weil Lawinen niedergingen. Nach einiger Anstrengung wurde aber die Leiche Crommelins ausgegraben. Auch an derselben sind die Spuren des furchtbaren Sturzes und die gräßliche Zerstörung durch die Gewalt der Lawinen, wodurch die Füße und Arme Verkrümmungen erlitten und die Gestalt unheimlich entstellt wurde, wahrzunehmen. Nunmehr wurden verstärkte Anstrengungen gemacht, um den Leichnam des Markgrafen Pallavicini zu finden, und durch zwei Stunden das Schneefeld, soweit es möglich war, abgesucht. Da dies zu keinem Erfolge führte, beauftragte Herr Meurer die Führer Kehrer und Peter Ruhejoer, auf die Glocknerwand zu steigen, damit sie nachsehen, ob dort irgend eine Spur sichtbar sei. Dieser Aufstieg war sehr gefährlich, nicht nur weil der Grat scharf ist, sondern weil über, zwischen und unter den Führern Lawinen stürzten. Glücklicherweise kamen sie hinauf, allein auch dieser Versuch blieb erfolglos. Endlich um 12 Uhr Mittags befahl Herr Meurer, den Rückzug anzutreten und die gefundenen Leichen mitzunehmen. Dieselben wurden in Säcke genäht und je zwei Führern anvertraut, von denen je einer ein Sack-Ende hielt. Der Transport von der Unglücksstelle hinab zum Pasterzen-Gletscher war sehr schwierig, weil der Weg durch häufig herabstürzende Eisbrocken, die sich vom Gletscherbruch des kleinen, im Glockner-Kaar eingebetteten Selmdär-Gletschers loslösen, gefährdet ist. Ueber die Pasterze selbst und dann weiter nach Heiligenblut kostete der Transport wohl viel Mühe und Anstrengung, war aber nicht mehr mit Gefahr verbunden. Das Bild des Leichenzuges war ein entsetzliches, es wird allen Theilnehmern im Gedächtniß bleiben. Voran schritten Herr Meurer und zwei Führer und bahnten den Weg über das furchtbare Gletscherfeld, welches sich vom Glockner-Kaar herab bis zur Moränenwand der Pasterze in ungeheuren Abstürzen hinzieht. Dann folgten vorsichtshalber in großen Distanzen die Partien, welche die Leichen trugen. Gegen 5 Uhr langte der Zug auf dem Pasterzenboden an, wo die Leichen auf Schlitten geladen wurden. Markgraf Hippolyt Pallavicini war Mittags vom Glocnerhause aufgebrochen, um zur Unglücksstätte zu gehen und an der Aufsuchung theilzunehmen. Er betrat die Pasterze und sah den schrecklichen Zug über den Gletscher kommen. In der Mitte der Pasterze traf er mit Herrn Meurer zusammen, und von diesem erhielt er erst die Nachricht, daß sein Sohn noch nicht aufgefunden worden sei. Niedergedrückt trat der Bedauernswerthe den Rückweg an, um seine in Heiligenblut weilende Familie von dem Geschehenen zu unterichten und die Fortsetzung der Aufsuchungsarbeiten für morgen trotz des Sonntags zu organisiren." Am Montag wurden in Heiligenblut die drei Leichname Crommelins, Rubisoiers und Rangetiners aufgebahrt; die gesetzlich vorgeschriebene Leichenbeschau fand vorher statt. Ehe die Säcke, in denen die Körper transportirt waren, geöffnet wurden, gaben die Angehörigen der Todten die vom Gesetze geforderten detaillirten Personalbeschreibungen, wobei sie verschiedene besondere Erkennungszeichen namhaft machten. Dann wurden die Säcke geöffnet; ein Schauer des Entsetzens durchrieselte die an der Amtsfunktion Betheiligten, als sie die furchtbaren Wunden wahrnahmen, mit denen die Leichen bedeckt waren. Einen wahrhaft grauenerregenden Anblick bot aber der Leichnam des unglücklichen Crommelin mit dem entsetzlich zerschmetterten Haupte; sein Bruder brach bei dem schauerlichen Anblick in lautes Weinen aus. Von behördlicher Seite wurde die sofortige Beerdigung der drei Verunglückten verlangt; der alte Markgraf Pallavicini hat aber noch einen kurzen Aufschub erwirkt. Durch inständiges Bitten hat er es durchgesetzt, daß man die Beerdigung der drei Anderen auf Dienstag vertagte, in der Hoffnung, daß auch sein Sohn Alfred im Laufe des Tages gefunden und mit seinen Unglücksgefährten gemeinsam ins Grab gelegt werden könne. Diese Hoffnung ist, wie der Telegraph bereits gemeldet hat, in der That in Erfüllung gegangen.

Gerichts-Zeitung.

Wenn das Militär mit klingendem Spiel die Straßen unserer Residenz entlang marschirt, dann eilen von allen Seiten Hunderte von Menschen herbei, um die Truppen eine Strecke zu begleiten. Nicht selten finden dabei die rüdesten Exzesse statt, die schon oft vor Gericht ein Nachspiel gehabt haben. Auch gestern kamen in zwei vor dem Schöffengericht beim hiesigen Amtsgericht I anberaumten Terminen derartige Ausschreitungen zur Erörterung. In dem einen Falle wurde der Schlosser Gustav Wilde zur Verantwortung gezogen, weil er am Eingang der Alexanderkaserne einen der vorbeimarschirenden Soldaten bespieen haben soll. Der Angeklagte leugnete gar nicht, daß er sich in der ihm zur Last gelegten Weise betragen habe, behauptete aber, daß er kurz vorher ebenso ungebührlich von einem Soldaten behandelt worden sei und diesem darauf mit gleicher Münze habe zahlen wollen, doch hätte er dabei leider einen Unrichtigen getroffen. Die Menge habe über die vorbeimarschirenden Soldaten unpassende Bemerkungen gemacht, worauf ein Unteroffizier aus Aerger darüber ihm, dem Angeklagten, mit der Faust einen Schlag auf den Mund versetzt habe, so daß seine Lippen sofort zu bluten begannen. Unmittelbar nachher hätte ihm ein anderer Unteroffizier sogar ins Gesicht gespuckt. Wuthschnaubend wollte er sich nun an dem Letzteren durch dieselbe Unbill rächen, habe aber unglücksseliger Weise einen andern Soldaten getroffen. Sodann sei er von einem Unteroffizier bei den Haaren gepackt, aus der Menschenmenge herausgezogen, in die Kaserne geschafft und auf der dortigen Wache etwa eine halbe Stunde festgehalten worden. Inzwischen hätte sich die Menge verloren, und deshalb könne er für die Wahrheit seiner Angaben keine Zeugen anführen. Der Staatsanwalt meinte, daß sich der Angeklagte die ganze Geschichte zu seiner Entschuldigung ausgedacht habe; die Soldaten, welche als Zeugen vernommen worden, stellten die Sache so dar, daß der Angeklagte in böswilliger Absicht den Soldaten bespuckt hätte, und diese letzteren Angaben wären glaubhafter, als jene. Das Schöffengericht schloß sich jedoch dieser Ansicht nicht an, sondern schenkte der Erzählung des übrigens noch nicht vorbestraften Angeklagten Glauben und sprach diesen daher frei. — Der zweite zur Verhandlung gelangte Vorfall war harmloserer Natur. Der Drechsler Hermann Weirauch hatte in angeheitertem Zustande bei der Hauptwache das Kommando des Offiziers laut wiederholt und trotz mehrmaliger Warnung mit seinem Spazierstock die Griffe der Wache unaufhörlich nachgemacht. Für diesen Unfug bekam der Angeklagte drei Tage Gefängniß.

Bestrafte Bosheit. Der Aktienfabrikant Johann Friedrich Kell kann sich mit seinem Bizewirth Schanzenberg nicht vertragen. Die grimmigen Feinde traktiren sich seit langer Zeit gegenseitig mit Beleidigungsklagen, die aber zum größten Theil für Kell ein ungünstiges Resultat haben. Trotzdem hörte der Letztere mit seinen Feindseligkeiten nicht auf, ja, er kam eines Tages sogar auf den Gedanken, sich auf die boshafteste Weise an dem alten Feinde zu rächen. Er lauerte dem Bizewirth in einem in den Korridor mündenden Zimmer auf und als der Letztere seine auf demselben Flur gelegene Wohnung verließ, warf er ihm, ohne auch nur ein Wort zu sagen, irgend ein scharfes Pulver — es scheint geriebener Pfeffer oder Schnupftabak gewesen zu sein — in die Augen. Auf die Hilferufe des Bizewirths kam dessen Frau eiligst hinzu, wischte ihrem Mann die Augen aus und füllte sie mit Wasser. Der Mißhandelte hat zwar keinen größeren Schaden an den Augen dadurch erlitten,